

# »Datenschutz ist vergleichsweise unwichtig«

Ein Gespräch mit Alexander Pschera über  
das »Internet der Tiere« und digitale Überforderungen

*Das Gespräch führten Lukas Elsler  
und Bernhard Hiergeist*

Alexander Pschera ist einer derjenigen, die in den Medien als Experten zum Thema »Internet« zitiert werden. Lachend berichtet er, dass ihn die FAZ einmal als »Auftragslyriker des Silicon Valley« betitelte. Zum Gespräch treffen wir ihn im hypermodernen Firmengebäude seiner PR-Agentur in Giesing: Die Türen öffnen sich wie von Geisterhand, die Aufzugbedienung lässt uns fast scheitern. So sieht der Arbeitsplatz eines digitalen Romantikers aus.

In Ihrem Buch *Vom Schweben* erklären Sie das Internet mit Hilfe der romantischen Ironie. Hilft uns das Althergebrachte dabei, diese immer noch neue Technologie besser zu verstehen?

Dabei handelt es sich natürlich nur um einen Versuch. Ob das auch wirklich funktioniert, müssen die Leser beurteilen. Mein Ausgangspunkt war es, zu sagen: Das Internet ist nichts radikal Neues. Es ist ein Ort, an dem wir Erfahrungen machen, eine Realität, die uns bedrängt. Ich habe mir dann überlegt, wo es bereits andere Modelle gab, die Wirklichkeit abzuwehren. Die Ironie ist ein Mechanismus, die Wirklichkeit kontrollieren und auf Distanz zu halten. Da kommt man natürlich zur Romantik. Allerdings könnte man noch viel weiter bis in die Antike zu den Zynikern oder Stoikern zurückgehen. Das Internet ist eben ein Phänomen des Abendlands, dazu gehören viele Denktraditionen. Welche Verbindungslinien gibt es zwischen unserer traditionellen Welt und der digitalen? Philosophie und Literatur können uns da helfen – als Erkenntnismodelle und bei der Beantwortung der Frage: Wie kann man sich im großen Netz noch selbst finden?

Verlieren wir im Internet unsere Identität?

Natürlich verlieren wir die ein Stück weit. Nicht im Sinne von »du bist niemand«, sondern von »du bist so viele«. Du weißt oft gar nicht mehr: Bist du deine Kundenkarte, deine Tankkarte? Oder der Stabi-Ausweis? Mutter,

Tochter, Sohn? Durch das Internet ergeben sich aber auch ungeheure Chancen für uns. Sich mehrere Möglichkeiten offenhalten zu können, ist eine positive Entwicklung unserer Zeit.

Wer mir das Netz am besten erklärt hat, ist übrigens der Sänger Peter Licht. Er thematisiert den Identitätsverlust im Netz, die Auflösung der Sprache, ja die Unmöglichkeit, eine poetische Sprache zu finden – seine Sprache besteht ja aus Versatzstücken. Man muss einen solchen Standpunkt für sich finden, wie man mit diesen Dingen umgeht. Das muss nicht unbedingt die ironische Distanz sein. Aber die erleichtert das Leben jedenfalls ungemein. Wer distanziert ist, macht sich nicht zu schnell von einzelnen Dingen abhängig und überlässt sich dem Wahnsinn.

Finden Sie das heute wichtiger als früher?

Mehr Möglichkeiten zu haben, bedeutet auf jeden Fall, dass die Gefahr der Erschöpfung und Ermüdung größer wird. Wenn man in jeder freien Minute automatisch zum Smartphone greift, merkt man, dass einen dieses Ding fertig macht. Ich kann aber auch nicht nachvollziehen, wenn viele Menschen so von früher schwärmen: »Das war so schön, da hab ich jahrelang auf einen Film gewartet. Dann kam er, dann habe ich ihn in Paris endlich gesehen und danach nie wieder.« Das sind eigentlich Romantisierungen von negativen Situationen. Wenn ich ein bestimmtes Lied hören will und finde das auf *Spotify*, dann finde ich das gut. Mir gefällt es dann ja nicht schlechter, nur weil ich es schneller finde als früher. Ich halte den bildungsbürgerlichen Gedanken des »großen Augenblicks« für einen Mythos. Wer einmal mit der Eisenbahn gefahren ist, wäre wahrscheinlich nicht mehr bereit, sich wieder auf eine Postkutsche einzulassen. Technologie verändert den Menschen. Die Frage, ob es früher besser war, ist eigentlich irrelevant – weil es nie wieder so sein wird. Ich plädiere dafür,

sich auf die Veränderung unserer Lebenssituation einzulassen.

Wie könnte eine bessere Anpassung aussehen?

Es fehlt zum Beispiel der *Social Media*-Untericht in der Schule. Was bedeutet es zum Beispiel, sich ein gutes digitales Profil zuzulegen oder einen guten Blog zu einem Thema zu machen? Es erhöht die Berufschancen. Dann geht es darum, sich zu überlegen: Inwieweit will ich eine öffentliche Person werden? Will ich nur meinen Freundeskreis pflegen oder bin ich bereit, eine Person des öffentlichen Diskurses zu werden? Und langfristig: Was hab ich öffentlich überhaupt zu sagen? Es geht nicht darum zu entscheiden, was gut oder schlecht ist, sondern darum, wie man seine Rolle im digitalen Kosmos finden kann. Generell übersehen viele junge Leute das positive Potenzial, das der Aufbau eines digitalen Profils mit sich bringt. Im Netz kann man sich so darstellen, wie man gerne gesehen werden möchte. Eigentlich ist das eine erweiterte Bewerbungsmappe.

Was aber, wenn dieser Platz im digitalen Kosmos von allen verschiedenen Seiten ausspioniert wird, ob nun vom Arbeitgeber, von Google oder der NSA? Ist da nicht eher digitale Askese angebracht? Es ist keine Lösung, zu sagen: Der digitale Staudamm ist gebrochen, unsere Daten schwappen durch Deutschland und jeder nimmt sich, was er möchte. Wenn ich an der digitalen Welt partizipiere, verändert sich meine Privatsphäre definitiv. Wir haben durch das Internet so viele Vorteile, dass wir die Nachteile oft einfach in Kauf nehmen. Vor allem jüngere Menschen sind oft vernetzt mit Technologie aufgewachsen. Vielen ist es ganz egal, dass ihre *Xbox* eine Kamera hat, die das Zimmer filmt. Die meisten jungen Menschen heute haben nie in einem System gelebt, das nicht rechtsstaatlich ist. Sie sind in einer liberalen Gesellschaft aufgewachsen, in der es um ma-

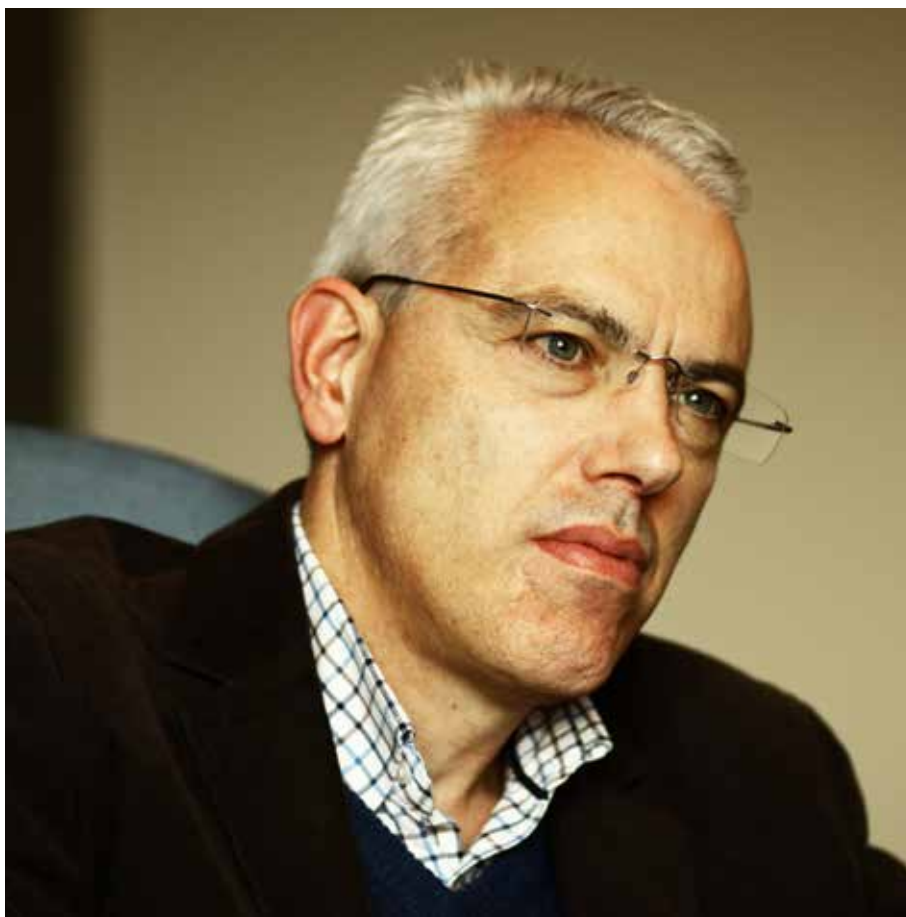
terielle Werte geht, um Karriere, um Fitness. Hedonistische, materialistische Lebenswelten sind entstanden, die das Internet auch wieder bedient und die den Leuten viele Hemmschwellen genommen hat. In meiner Jugend wäre es unmöglich gewesen, in einem Zug zu sitzen und die *Bild*-Zeitung mit einem Nacktmodell drauf zu lesen. Die Hemmschwelle sinkt immer weiter. Vor so einem Hintergrund ist es dann sehr schwer, jemandem klarzumachen, dass seine Bürgerrechte in Gefahr sind. Die Leute haben ja schließlich alles, was sie wollen.

Aber in anderen Bereichen versucht man doch auch, die Vorteile ohne die Nachteile zu haben. Die Straßenverkehrsordnung zum Beispiel sorgt ja auch dafür, dass man auf der Straße geschützt ist. Im Fall des Internets lässt sich das natürlich nicht so gut eingrenzen: Hier Zuhause, da Straße, aber...

Das Problem ist einerseits die Komplexität des Systems. Daten sind viel flüssiger, ubiquitärer, kontextueller als Straßenregeln. Und das Internet globalisiert diese Probleme natürlich noch. Wenn es in jedem Land ein eigenes Internet gäbe und jedes Land selbst dafür zu sorgen hätte, dass Daten geschützt werden, dann wäre das ein verhältnismäßig kleines Problem. Dann könnte man innerhalb Deutschlands einfach Regeln definieren. Die komplexe Struktur entsteht dadurch, dass Daten weltweit gesammelt werden. Es ist eine Informationsstruktur entstanden, die die politische Ordnung auf dem Planeten überfordert. Regeln, die den amerikanischen Geheimdienst einschränken – die Vorstellung ist lustig und nett, aber ehrlich: Wer von uns glaubt dran? Wir müssen uns darüber im Klaren sein, dass hier globale Strukturen wie das Internet auf immer noch nationale Kleinstaaterei treffen. Selbst in Zeiten der EU und der UNO gibt es noch kein globales Rechtsverständnis. Dabei bräuchten wir eine globale Rechtsordnung in allen Ländern, in denen das Internet erreichbar ist. Aber wir beurteilen das Internet in jedem Land anders, deshalb weiß ich gar nicht, wie ein solcher Mechanismus ausschauen sollte.

Besteht dann nicht die Gefahr, dass große Unternehmen oder Geheimdienste diesen anarchischen Raum mit nicht mehr kontrollierbaren Machtstrukturen füllen?

Klar, aber wir leben immer in Machtstrukturen. Früher haben wir in Monarchien gelebt. Dann wurden die Monarchien von Demokratien abgelöst, die wir jetzt auch langsam hinter uns lassen. Jetzt kommt Phase drei der globalen Datenkonzerne, die Macht auf dieser Welt neu definieren. Aber ich glaube nicht, dass das schlimm ist, denn ich wüsste nicht, wie sich ein



machtfreier Raum beschreiben lassen sollte. Selbst in Kommunen oder WGs entstehen sehr schnell Machtstrukturen, das ist absolut kein machtfreier Raum. Wir sind in einer Phase der Postdemokratie, die extreme Ausprägungen hat: Auf der einen Seite Revolutionen über Facebook und die Piratenpartei, die glaubt, das Internet befreie das Volk; auf der anderen Seite wird jeder zu einem bloßen Konsumenten, der von Marionettenspielern gesteuert wird. Das Internet enthält die Möglichkeit der radikalen Revolution ebenso wie die der totalen Datendiktatur, es ist sowohl ein revolutionäres und ein diktatorisches Instrument. Wer wird gewinnen? Natürlich diejenigen, die sich am schlauesten anstellen – und da sind die Piraten momentan nicht diejenigen, die das optimal machen. Ich glaube, die geballte Intelligenz bei Google ist zusammen genommen um ein Vielfaches höher als die bei der Piratenpartei.

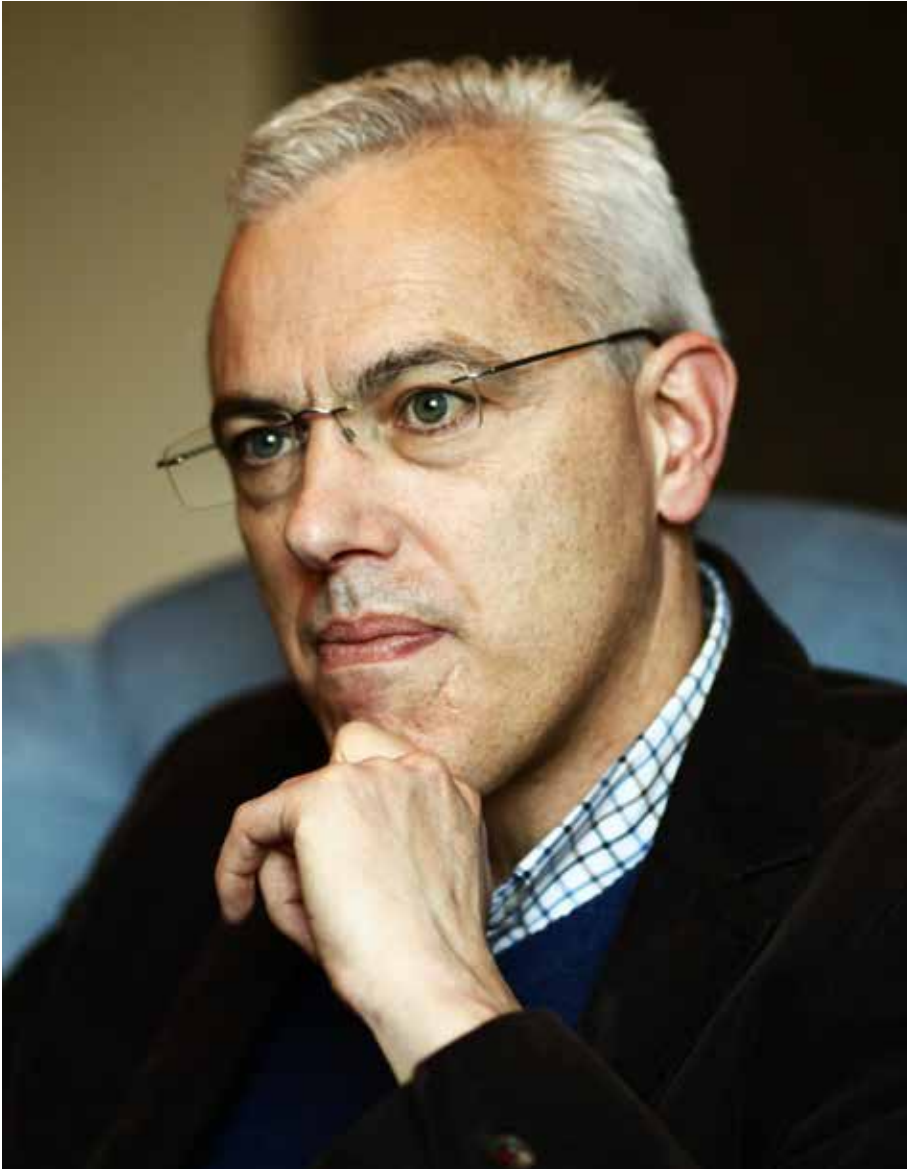
Die Alternative wäre ja nicht unbedingt ein machtfreier Raum, sondern ein Raum, in dem Macht nach wie vor bestimmten Kontrollmechanismen unterliegt.

Natürlich, aber wir müssen das im Zusammenhang betrachten. Wir haben noch ein paar andere Problemfelder auf dieser Welt: Hunger, Naturkatastrophen, Islamismus oder die Radikalisierung des Nahen Ostens. Der Psychiater Manfred Lütz hat mal auf die Frage, ob es denn für die Menschen heute nicht schlimm

sei, immer erreichbar zu sein, geantwortet: Was meinen Sie, wie schlimm es für die Menschen im Dreißigjährigen Krieg war, jeden Tag von den Schweden erreichbar zu sein. Natürlich kann ich mich darüber ärgern, wenn ich ständig Werbung bekomme, die ich nicht haben will, oder wenn ein Arbeitgeber meine Facebook-Seite kontrolliert. Aber angesichts der echten Herausforderungen unseres Planeten wie etwa der Umgang mit der Natur ist der Schutz der eigenen Daten vergleichsweise unwichtig.

Sie selbst sind über den Umweg des Digitalen auf das Thema Natur- und Artenschutz gekommen. Wie kam das?

Ich hatte immer einen Zugang zur Natur: Ich habe immer auf dem Land gelebt, wo ich von Tieren umgeben bin. Zum Thema »Internet der Tiere« kam ich durch eine ganz konkrete Begegnung mit einem Zoologen bei Recherchen für einen Artikel im Magazin *Cicero*. Ich hatte einmal eine Geschichte gelesen, wie Tiere mit einem Sender versehen werden und ihr Verhalten anhand der gewonnenen Daten analysiert wird. Das hat mich an das »Internet der Dinge« erinnert. Der Begriff beschreibt das Phänomen, dass Alltagsgegenstände wie Turnschuhe oder Kühlschränke mit Chips oder Sensoren versehen werden. Ich habe dann recherchiert und gesehen, dass es bereits eine riesige Zahl von Projekten gibt. Es fließt



bereits viel Geld in Forschung und Entwicklung. Indem wir eine Unmenge von Daten auswerten, können wir quasi mit den Tieren »sprechen« und sie in ihre Lebensräume hinein begleiten.

Diese Vorstellung kollidiert natürlich mit der einer unberührten Wildnis. Natur in einem »Internet der Tiere« wird transparent und wird so zum Gegenteil dessen, wie ich sie noch als Kind erlebt habe. Diese Spannung hat mich gereizt: Einerseits bin ich ein Naturromantiker – immer noch – und doch weiß ich andererseits, dass der Naturschutz in dieser romantischen Form auf Dauer nicht mehr funktionieren wird. Wir werden die letzten Orang-Utans im Regenwald nicht dadurch retten, dass wir ihnen einen umzäunten Platz im Regenwald zuweisen. Viele große Tiere wandern riesige Strecken. Wenn man zumindest einige dieser symbolischen, wichtigen Arten erhalten will – denn alle wird man nicht erhalten können – dann muss man mit ihnen in Kontakt treten und ihnen helfen.

Sie glauben also, wenn man sich von der romanti-

schon Idee des Naturschutzes trennt, kann es ein Nebeneinander von Mensch und Tier geben?

Ganz werden wir uns davon nicht trennen können. Die Tiere brauchen natürlich Reservate. Aber die Grenzen werden nicht mehr so scharf gezogen. Der Artenschutz ist ja auch nur eine Säule des Internets der Tiere. Die zweite Säule ist: Wie können uns Tiere vor Katastrophen warnen? Und dazu die dritte Säule des persönlichen Verhältnisses des Menschen zum Tier. Zur ersten Säule: Der gesellschaftliche Konsens, Naturräume zu schützen und nicht begehbar zu machen oder große Bauprojekte zu stoppen, weil irgendein Käfer oder Feldhamster auftaucht, wird in Zukunft nicht mehr da sein, weil die Menschen die Natur einfach nicht mehr interessiert: Wenn ich permanent durch Naturschutzmaßnahmen von der Natur abgehalten werde, verbinde und identifiziere ich mich irgendwann nicht mehr mit der Natur. Dann übernehme ich auch keine Verantwortung mehr für sie; Natur wird irgendwann egal, ist vielleicht noch eine Art Freizeitpark oder Kulisse. Wir müssen unbe-

dingt sicherstellen, dass Menschen Natur wieder erleben und mit ihr in Berührung kommen können. Nur dadurch werden sie akzeptieren, dass Natur überhaupt schützenswert ist.

Was leistet das Internet der Tiere konkret? Erklärt es uns die Welt oder das Ökosystem besser?

Forscher haben diese Sensoren ursprünglich erfunden, um die Migration der Tiere zu beobachten. Wenn man wüsste, wie sich Tiere bewegen, könnte man die Menschen auch schützen. Daneben gibt es aber auch noch ganz visionäre Möglichkeiten. Man weiß beispielsweise, dass Tiere vor nahenden Unwettern, Erdbeben oder Vulkanausbrüchen fliehen. Sie haben eine Sensorik, die wesentlich ausgeprägter ist als die des Menschen. Wenn wir Tiere genau beobachten würden, könnten wir in Katastrophenfällen Menschen retten. Generell kann das Internet der Tiere helfen, unsere Beziehung zu Tieren wieder zu verbessern. Früher hat der Mensch die Tiere geliebt, mit ihnen gelebt, sie aber auch geschlachtet. Diesen Dualismus gibt es heute nicht mehr. Wir haben keinen Kontakt mehr zu Tieren.

Ist eine solche romantische Vorstellung nicht utopisch?

Natürlich wird es nicht mehr so sein, dass wir wieder Pferde vor Postkutschen spannen oder Hunde in Metzgereien halten; aber das Internet kann uns helfen, diesen existentiellen Dualismus wieder zu gewinnen. Die Technologie überbrückt also paradoxerweise den Abstand zur Tierwelt, der durch sie selbst erst entstanden ist. Utopisch ist das nicht. Die Frage ist vielmehr die: Wie kann man digital leben und trotzdem Romantiker sein? Kein Mensch kann unromantisch sein, denn seine ganze Persönlichkeit beruht auf Erinnerung und Sentimentalität. Das ist gewissermaßen die Frage, die den großen Bogen spannt. □

---

**Alexander Pschera** (49) ist Geschäftsführer der PR-Agentur *Maisberger* in München-Giesing und Technikoptimist. Er bemüht sich, das Thema Digitale Welten »philosophisch unter Kontrolle zu halten« und dürfte einer der wenigen Menschen weltweit sein, die die AGB von Facebook komplett gelesen haben. In seinen Büchern *Vom Schweben. Romantik im Digitalen* und *800 Millionen* untersucht der promovierte Germanist die Potenziale von Literatur und Philosophie, die digitale Welt zu erklären. 2014 soll ein Buch über das »Internet der Tiere« erscheinen – eine Möglichkeit, sich die besonderen Fähigkeiten der Tiere mit Hilfe von Sensoren zunutze zu machen.

---